

Das muss der Reimreinbringer sein





Jochen Vogt

Das muss der  
Reimreinbringer sein  
und weitere Rückblenden

Wehrhahn Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de> abrufbar.

1. Auflage 2024

Wehrhahn Verlag

[www.wehrhahn-verlag.de](http://www.wehrhahn-verlag.de)

Satz und Gestaltung: Wehrhahn Verlag

Umschlagbild: Zeichnung von Robert Gernhard, Privatbesitz Jochen Vogt

Druck und Bindung: Mazowieckie Centrum Poligrafii, Warschau

Alle Rechte vorbehalten

Printed in Europe

© by Wehrhahn Verlag, Hannover

ISBN 978-3-98859-066-4

# Inhalt

Im Amerikahaus Oder: Kein <i>taxus canadensis</i> , kein Dos Passos, kein <i>Malteser Falke</i>	9
Jörg und Ich Eine Ferienerinnerung	25
Ermittlung in Frankfurt Eine Rückblende	35
Was aus dem Mädchen geworden ist Kleine Archäologie eines Gelegenheitstextes von Anna Seghers	51
Erzählen heißt Stricken mit Wörtern Was man in Uwe Timms <i>Entdeckung der Currywurst</i> alles entdecken kann	85
Gerührt, nicht geschüttelt Zur Ehrenrettung einer heruntergekommenen Kategorie	101
Das muss der Reimreinbringer sein Mit Robert Gernhardt ins dritte Jahrtausend	123
Nachweise	160



Am 28. August 1826

Des Menschen Tage sind verflochten,  
Die schönsten Güter angefochten,  
Es trübt sich auch der freiste Blick;  
Du wandelst einsam und verdrossen,  
Der Tag verschwindet ungenossen,  
In abgesondertem Geschick.

Wenn Freundes Antlitz dir begegnet,  
So bist du gleich befreit, gesegnet,  
Gemeinsam freust Du Dich der Tat.  
Ein zweiter kommt sich anzuschließen,  
Mitwirken will er, mitgenießen,  
Verdreifacht so sich Kraft und That.

Von äußerem Drang unangefochten,  
Bleibt, Freunde, so in eins verflochten,  
Dem Tage gönnet heitern Blick!  
Das Beste schaffet unverdrossen:  
Wohlvollen unserer Zeitgenossen,  
Das bleibt zuletzt erprobtes Glück.





## Im Amerikahaus

Oder: Kein *taxus canadensis*,  
kein Dos Passos, kein *Malteser Falke*

Es gibt, soweit ich weiß, keine stichhaltigen Untersuchungen zur Auswirkung der Amerikahäuser, die es nach dem Zweiten Weltkrieg in allen größeren Städten der US-Amerikanischen Besatzungszone gab und deren Kernstück die jeweilige Bibliothek war, auf das Leseverhalten oder den Kulturbegriff junger Deutscher in der Nachkriegszeit. Doch konnte diese Wirkung, bei den hier in Frage kommenden Geburtsjahrgängen zwischen 1925 und 1950, durchaus verschieden ausfallen. Das begründe ich mehr oder weniger empirisch und ernsthaft, mit zwei Stichproben.

Ich selber habe in den frühen fünfziger Jahren, mit zehn bis zwölf Jahren, im Amerikahaus in Karlsruhe nicht gerade das Lesen, aber doch das Ausleihen von Büchern gelernt und teilweise exzessiv betrieben. Das lag hauptsächlich an der zufälligen Lage dieses Instituts gleich neben meiner Schule an der Kaiserallee; in späteren Jahren diente – und dient noch heute – der repräsentative Bau aus dem späten 19. Jahrhundert als »Rathaus West« der Stadtverwaltung. Passender Weise ist dort zur Zeit das Ausländeramt untergebracht.

Zurück zur Lektüre. Zwar habe ich es damals leider versäumt, empirische Daten zu erheben, die ich später als professioneller Literaturdidaktiker hätte evaluieren können; aber dreierlei ist mir in Erinnerung geblieben: *Erstens* habe ich dort, bei den *Sachbüchern*, endlich erfahren, aus welchem Holz die richtigen Indianer ihre Bogen herstellen, nämlich aus dem der amerikanischen Eibe. Tagelang haben meine Stammesbrüder und ich dann den Hardtwald



Rathaus West in Karlsruhe, ehemals Amerikahaus  
(Foto: StadtWiki Karlsruhe)

hinter dem Karlsruher Schloss und den Auwald am Rhein nach diesem *taxus canadensis* durchsucht, um schließlich doch wieder auf die gute deutsche Haselnuss zurückzugreifen. *Zweitens* habe ich noch vor Augen, dass die amerikanischen Familien in den *Kinder- und Jugendbüchern* immer jung, vollständig und fröhlich waren; – *that looked weird, somehow, but I didn't think about it very much*. Und *drittens* hatte ich in der Abteilung *Fiction* einen Lieblingsautor gefunden, der eigentlich für Erwachsene schrieb, den man aber auch als Elfjähriger schon lesen durfte. (Heute ist das ja umgekehrt und heißt *crossover*.) Über ihn gleich etwas mehr.

Alles in allem hat das Amerikahaus also einen vielseitig anregenden Einfluss auf meine literarische Sozialisation gehabt und eine »sanfte Amerikanisierung« bewirkt, wie mein Freund Alexander Stephan das später genannt hat. Das konnten auch die Deutschlehrer der Mittelstufe nicht mehr verhindern, die als letzte Verteidigungs-

linie deutschen Schrifttums eine Art dichterischen Volkssturm mit älteren Herren wie Werner Bergengruen und Ernst Wiechert zu den Waffen riefen. Er kam aber literarisch wie militärisch zu spät und war den kraftstrotzenden GIs nicht gewachsen: Ich jedenfalls war bereits und blieb auf Dauer ein Kind der amerikanischen Zone.

Dass man auf das Angebot der Amerikahäuser auch völlig anders reagieren konnte, weiß ich hingegen von einem geschätzten Kollegen und väterlichen Freund des Jahrgangs 1930. Das Amerikahaus seiner Heimatstadt Kassel hatte 1950 einen Wettbewerb, oder auf gut Amerikanisch: einen »Quiz« über Klassische Musik veranstaltet, also eine exklusiv alteuropäische Angelegenheit. Und dieser junge Mann, er hatte gerade sein Einserabitur gemacht, hat auch den Quiz mit Glanz und Gloria gewonnen, und als ersten Preis eine kostbare Schallplatte erhalten, wir würden heute sagen: ein Doppelalbum mit den Glanzstücken der neuen amerikanischen Musik, also des JAZZ. Das hat er ganz offenbar als Angriff auf seine kulturelle Identität und als Verhöhnung von Beethovens Würde empfunden; hat die Platte also gepackt, ist ohne ein weiteres Wort zum Ausgang marschiert, wo er sie voller Empörung »in die Tonne gekloppt« hat, wie wir im Ruhrgebiet sagen. Dann verließ der junge Herr das Amerikahaus für immer, mit aufrechtem Gang, alle 189 cm ein deutscher Kulturträger.

Diese Anekdote aus der Urgeschichte der interkulturellen Germanistik darf ich deshalb kolportieren, weil mein Freund, Gott hab ihn selig, sie selbst gern und zuletzt auch öffentlich erzählt hat, stets mit einer feinen Mischung aus Amüsement und Stolz. Ihre unausgesprochene Pointe liegt ja darin, dass – keine zehn Jahre später – der frisch promovierte Doktor der Philosophie zum Arbeitsemigranten wurde, weil man ihm hierzulande die akademische Laufbahn verbaut hatte, folglich geradewegs in die Vereinigten Staaten reiste und an einer ihrer Spitzenuniversitäten ein weltberühmter Germanist und Kulturhistoriker wurde, der es sich schon mal erlauben konnte, einen Ruf nach Harvard abzulehnen.

Damit nun, endlich, zurück zu meinem Lieblingsautor aus dem Amerikahaus. Nein, es ist keiner aus dem Dreigestirn, das die Literaturgeschichten immer wieder zitieren: Thomas Wolfe, Ernest Hemingway oder William Faulkner. Auch keiner der Nachrücker, Thornton Wilder oder John Steinbeck, die es in den späten 1950er Jahren sogar bis in die Lehrpläne unseres Englisch- und Deutschunterrichts schafften. Zu jedem von ihnen und zu ihrer deutschen Rezeption wäre viel zu sagen; am meisten sicher zu Faulkner, der ja in erster Linie ein Autor für andere Autoren und Kritiker war, und auch deshalb bei uns so prominente Fürsprecher gefunden hatte wie den einflussreichen Redakteur und Romancier Alfred Andersch, oder den jungen christlichen Literaturkritiker und Philosophen Hans Blumenberg, oder später natürlich den unvergleichlichen Uwe Johnson.

Ich hingegen war ja gerade mal Elf in jenem Jahr, als das Wunder von Bern geschah, und ein ganz begeisterter Leser von *William Saroyan*. Das würde ich jetzt nicht so herausstellen, wenn er in dieser ersten Hälfte der fünfziger Jahre nicht überhaupt der am weitesten verbreitete und beliebteste US-Autor, zumindest in der breiteren, oder sagen wir ruhig einmal: der nichtintellektuellen Leserschaft in der frühen Bundesrepublik gewesen wäre. Und zwar, weil er nicht nur der Starautor der Amerikahäuser war, sondern auch flächendeckend über die Familienzeitschrift »DAS BESTE aus Reader's Digest« vermarktet wurde, eine Art »Gartenlaube« der fünfziger Jahre, ein Leitmedium kleinbürgerlicher Lesekultur (und höchstwahrscheinlich von der CIA finanziert). Heute ist Saroyan mindestens so vergessen wie Thomas Wolfe, weshalb ich ihn noch einmal kurz vorstelle.

William Saroyan stammte aus einer armenischen Einwandererfamilie, ursprünglich aus Bitlis, heute zur Türkei gehörig, war aber 1908 schon in Fresno, California geboren. Als Gelegenheitsarbeiter ohne Schulabschluss schaffte er es autodidaktisch dann doch zum Berufsschriftsteller, der ab 1931 Unmengen von Kurzgeschichten, einige Romane, vor allem aber leichte Dramen und

Dutzende von Drehbüchern für Hollywood verfasste. Für eines von ihnen hat er sogar den Oscar erhalten, während er bei anderer Gelegenheit den Pulitzerpreis mit der wunderbaren Begründung ablehnte, über künstlerischen Wert sollte nicht der kommerzielle Erfolg entscheiden. Wegen seiner hollywoodüblichen Probleme mit Frauen, Drogen und Alkohol verschwand auch er, wie Hemingway oder Henry Miller, zeitweilig nach Paris, kam wieder zurück, schrieb weiter, unaufhörlich und mit wechselndem Erfolg, und verstarb 1981 in seiner Heimatstadt. Ein überlebensgroßes Denkmal von ihm steht aber nicht dort, sondern in der armenischen Hauptstadt Eriwan.

Man hat Saroyan einen »nichtmarxistischen proletarischen Schriftsteller« genannt. Den Kern seines Werkes, den er unaufhörlich variiert, bilden Familien- und Alltagsgeschichten aus der amerikanischen Provinz, im Milieu der *working class* oder des Kleinbürgertums, vor dem Hintergrund von Depression und Zweitem Weltkrieg. Seine Helden, oft halbwüchsige Jungen oder junge Männer, suchen ihre Rolle und erkämpfen sich ihren Weg ins Leben, meist in einer großen, aber vaterlosen Familie, die einerseits alltäglicher Konfliktraum, andererseits aber auch idyllischer Schutzraum ist. Gerühmt und viel gelesen wurde Saroyan in den vierziger und fünfziger Jahren wegen seines Humors und des »Optimismus« in schweren Zeiten, seit den Sechzigern kam er wegen der gleichen Qualität, die jetzt »Sentimentalität« genannt wurde, wieder aus der Mode.

Besonders populär wurden seine zweite Kurzgeschichtensammlung »Ich heiße Aram« (1940) mit ihrem neunjährigen Protagonisten und sein Roman »Die menschliche Komödie«. »The Human Comedy« hat nichts mit *Comedy* im heutigen, aber durchaus etwas mit *Commedia* im Sinne Dantes zu tun: Es ist eine Art Weltgedicht in und aus der amerikanischen Kleinstadt. Das Buch kam 1943 heraus, wurde ein internationaler Erfolg und sofort verfilmt, auch ins Deutsche übersetzt, und erschien noch im selben Jahr (wenige Monate nach der Schlacht von Stalingrad!) bei Ber-

man Fischer in Stockholm, immerhin im Verlag Thomas Manns; dann wieder 1949 bei S. Fischer in Frankfurt.

Es ist weniger ein Roman als eine Reihe von Episoden oder Kurzgeschichten, wieder mit einem Heranwachsenden als Helden. »Homer« (darunter geht's nicht!) ist Schüler, hat einen jüngeren Bruder namens »Ulysses«, also Odysseus (!), und abends einen Job beim Telegrafnbüro. So erfährt er von allen menschlichen Tragödien im Ort, muss den Familien die Telegramme mit Todesnachrichten aus dem Krieg in Europa oder dem Pazifik überbringen, am Schluss sogar die seines eigenen großen Bruders: Ein amerikanisches Leitmotiv bis zum Film *Saving Private Ryan!*

Es ist leicht zu sehen, warum Saroyans Geschichten so gut in die westdeutsche Nachkriegssituation und Stimmungslage passten. Der Zeithistoriker Konrad Jarausch, selbst ein deutscher Professor in den USA, hat die Popularität von Saroyans Stories beim deutschen Publikum damit erklärt, »dass sie einen Schlüssel zum Verständnis dieses widersprüchlichen Landes lieferten«. Aber sie erklären eben nicht nur das Fremde, sondern machen das Gemeinsame im Trennenden sichtbar, können also *versöhnlich* oder tröstend wirken. In einem spezifischen amerikanisch-provinziellen Setting verhandelt Saroyan universelle, oder sagen wir ruhig: allgemeinmenschliche Fragen: Es geht um die großen Sorgen der kleinen Leute, aber auch um ihren Lebensmut und ihre Würde. Nach Kriegsende waren Saroyans Geschichten in der amerikanischen Zone vermutlich ebenso tröstlich zu lesen wie im fernen Amerika selbst. Zumal in ihnen zwar die eigenen Sorgen aufschienen, immerhin aber die Trümmer fehlten, die man hierzulande noch tagtäglich vor Augen hatte.

Das alles ließ sich also durchaus von Fresno nach – sagen wir: Karlsruhe oder Köln übertragen, und wenn man hierzulande einen Bruder im Geiste für Saroyan sucht, so landet man unweigerlich beim frühen Heinrich Böll, der ihn dann auch ausgiebig gelobt und mit Frau Annemarie gelegentlich übersetzt hat. Und seien wir ehrlich: Die schlichte aber doch auch pffiffige und anrührende

Idee mit dem Telegrafboten könnte durchaus vom Erfinder des »Doktor Murke« oder des telefonierenden Clowns stammen. Dass Böll auch strukturelle und stilistische Züge von Saroyan übernommen hat, etwa die Episodenreihung, die Symbolik im Alltagsgeschehen, die mythologischen Namen, lässt sich vielfach zeigen, auch am schon erwähnten frühen Roman »Wo warst Du, Adam?« Aber das überlassen wir mal einer fleißigen Masterarbeit.

Und wenden uns lieber einem Freund und Weggefährten Bölls zu, der im gleichen Jahr 1908 wie Saroyan geboren wurde, allerdings in Bansin an der Ostsee. Hans Werner Richter, als Ziehvater der Gruppe 1947 bekannt, hatte bald nach Kriegsende zwei Romane publiziert, die heute so gut wie vergessen sind. »Die Geschlagenen« (1949) zehrt von eigenen Erfahrungen als *prisoner of war* bei den Amerikanern und macht die Wirrnisse des Kriegsendes und die Suche nach einer neuen deutschen Identität zum Thema. Komplementär dazu verhält sich der Roman »Sie fielen aus Gottes Hand...« (1951): Dort geht es um die *displaced persons*, das multinationale Treibgut der Kriegs- und Nachkriegsstürme, das durch halb Europa geschwemmt wird, ohne irgendwo ein neues Ufer zu finden.

Damit erweitert Richter das damals aktuelle Thema Gefangenschaft und Heimkehr um einen vernachlässigten Aspekt, dessen Brisanz bis in unsere Gegenwart reicht: Der Zweite Weltkrieg erscheint hier als eine Art europäischer Bürgerkrieg, in dem zahllose Menschen Heimat und Zugehörigkeit verlieren, Gefangenschaft oder Deportation erleiden, zu gefahrvoller Flucht gezwungen werden, die sie am Ende verzweifelt in irgendeinem Lager zurücklässt. Der biblische Anklang im Titel, den sein Roman mit Bölls kleinem Heimkehrer-Roman »Wo warst Du, Adam?« teilt oder auch mit Helmut Gollwitzers vielgelesenen Erfahrungsbericht »...und führen, wohin du nicht willst« (beide im gleichen Jahr 1951), zeigt freilich das Bemühen, die chaotischen Ereignisse und individuellen Leiden doch in einen Sinnzusammenhang einzubinden.

Es geht bei Richter um zwölf Hauptfiguren aus elf Ländern, die den »Weg der Heimatlosen und Verlorenen zwischen den Völkern« gehen und nach Kriegsende allesamt im US-Internierungslager Hersbruck in Franken enden. Zeithistorisch entsteht ein komplexes Bild der historischen Verwerfungen in Ost- und Mitteleuropa seit den 1930er Jahren, mit vielfach gebrochenen, oft grotesk verdrehten Lebensläufen und Schicksalen; geographisch in einem Dreieck zwischen Baltikum, Luxemburg und Jugoslawien. Politisch wird der Verlust oder die Zerstörung der nationalen, religiösen und kulturellen Zugehörigkeiten zum Hauptthema. Männer und Frauen von unterschiedlichem Alter, Beruf und Status geraten in Not- und Zwangssituationen, die ihre eigenen Lebensentwürfe zerstören und sie in Verzweiflung und Untergang führen.

Wichtig ist aber, trotz oder wegen dieser massiven Stofflichkeit, dass die besondere Erzählform hier eine Art »Sinnggebung des Sinnlosen« ermöglicht. Zugrunde liegt dokumentarisches Material, nämlich biografische Interviews, die Richter und der damalige SPIEGEL-Reporter Claus Hardt im Herbst 1949 mit *displaced persons* vor Ort, also im Durchgangslager (und ehemaligen KZ) Hersbruck führten. Verarbeitet wurde es aber fiktional, und zwar in einer panoramatischen Erzählform, die den Anspruch eines ›Epochenromans‹ fast im Sinn Thomas Manns signalisiert.

Die annähernd hundert Episoden bilden ein Bündel von simultan verlaufenden und gelegentlich miteinander verschränkten Erzählsträngen. Sie sind klar lokalisiert, reihen persönliche Entscheidungssituationen und melodramatische Momente wie Trennung, Versteck, Flucht, sie erzeugen Effekte der Spannung oder Rührung. Die Figuren sind meist auf ein charakteristisches Merkmal reduziert. Neben den Unterschieden von Herkunft, Nationalität, Beruf, auch von Soldaten und Zivilisten, ist die sozialpsychologische Typisierung entscheidend: wir begegnen unbelehrbaren Fanatikern, naiven Idealisten, wendigen Opportunisten, Enttäuschten, Stoikern, Zynikern und Verzweifelten beiderlei Geschlechts.



## Nachweise

Im Amerikahaus. Originalbeitrag nach einem Vortrag bei der Verabschiedung von Dr. Rüdiger Sareika in der Evangelischen Akademie Ruhr in Schwerte (2012)

Jörg und Ich. Zuerst in Rolf Parr/Liane Schüller (Hgg.): Ästhetische Lektüren/Lektüren des Ästhetischen. Für Werner Jung, Bielefeld 2021

Ermittlung in Frankfurt. Zuerst in Hans-Christian Stillmark (Hg.): Peter Weiss erinnernd. Ansichten und Einsichten, Berlin 2020

Was aus dem Mädchen geworden ist. Zuerst in: Argonautenschiff. Jahrbuch der Anna-Seghers-Gesellschaft Berlin und Mainz 6 (1997)

Erzählen heißt Stricken mit Wörtern. Zuerst in: Der Deutschunterricht, Heft 4/2011: Novelle

Gerührt, nicht geschüttelt. Nach einem Vortrag in Weimar. Zuerst in Gert Theile (Hg.): Das Schöne und das Triviale, München 2003.

Das muss der Reimreinbringer sein. Nach einem Vortrag beim 2. Portugiesischen Germanistentag an der Universidade de Porto, 2003. Zuerst in Jochen Vogt: Knapp vorbei. Zur Literatur des letzten Jahrhunderts, München o.J.